

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 16 — Sonntag, den 6. November 1938

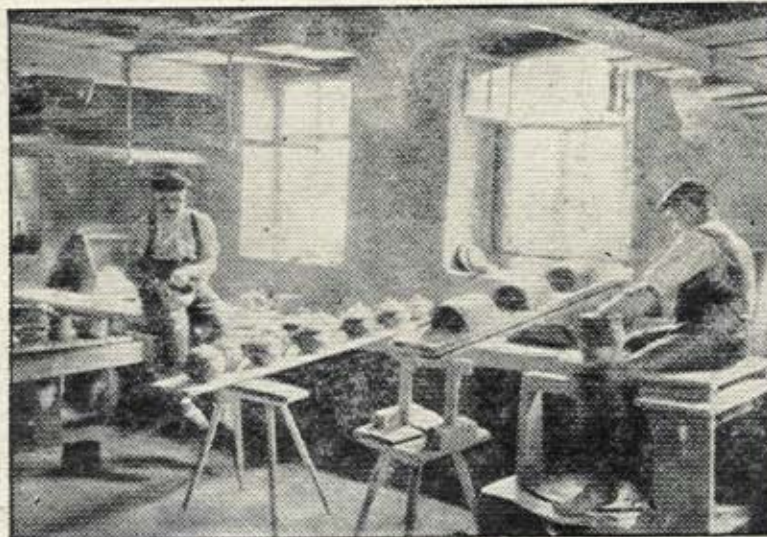
Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Die Heldenjungfrau von Bunzlau

In Bunzlau, wo die guten Töpfe herkommen, hat einstens — Mittfasten anno 1428 ist es gewesen, als die Hussiten auch die alte Töpferstadt mit Feuer und Schwert heimsuchten — ein Mädchen, fast noch ein Kind, Freund und Feind in hohes Erstaunen versetzt und manchem verzweifelten Herzen den Mut wieder aufgerichtet. Besagtes Mädchen hieß Anna Reiner, war eines Ratsmannes Tochter und, wie die Chronik berichtet, „aller Jungfern in der Stadt schönste und tugendreichste“. Auf der Suche nach dem Vater, der beim Kampf auf den Mauern einer der Bordersten gewesen, war sie, nachts durch den roten Rauch und das Funkengestieße brennender Gassen irrend, zwei rechten Hussitenwölfen in die Klauen geraten. Die hatten ihr an Leib und Ehre gewollt, das Mädchen sich aber so kühn gewehrt, daß der eine Unhold, den eigenen Dolch in der Brust, wie von Gottes Hand geschlagen zu Boden gesunken war, der andere jedoch, vermeinend, es müsse nicht mit rechten Dingen zugegangen und Zauberwerk im Spiele sein, Hals über Kopf Reißaus genommen hatte. Für soviel kühnen Mut nun hätte die junge Ratsmannstochter gewiß verdient, nicht nur die Ehre, sondern auch ihr Leben gerettet zu haben; allein sie wurde zum Unglück von neuem ergriffen u. wäre wohl lebendig in Stücke gerissen worden, hätte sich nicht ein junger Feldhauptmann ihrer angenommen. Dieser hieß Robezki und muß wohl nur ein halber Hussit gewesen sein, daß er ein menschlich Herz und reines Auge für des Mädchens unberührte Schönheit besessen hat: soll es nämlich unternehmen haben, die Gefangene heimlich wieder in Freiheit zu setzen, daran aber von seinen mißtrauischen Leuten gehindert und unter Anklage des Verrats samt der Anna Reiner dem berüchtigten Oberhussiten Hynke Krussina vorgeführt worden



In der Sausserwerfstadt. Aufn. v. R. Krause, Steinbach. „Besser das Geld zum Schuster als zum Apotheker!“, wie oft haben wir Kinder es aus dem Munde unserer Großmutter gehört, wenn wieder einmal die Schuhsohlen das Maul aufsperrten. Wie oft bin ich dann, wie der Junge auf unserem Bilde, zum Schuhmacher gegangen, habe vor seiner Schusterbrude gestanden, gesehen, wie er mit prüfendem Blicke den Schaden maß, während der unvermeidlichen Reiße blaue Wältschen entbanwiten.



Wie man in Bunzlau die Töpfe formt.

sein. Der hatte sein Quartier in der Kirche „Zu unserer lieben Frauen“ aufgeschlagen, allwo er über einer Anzahl angesehener Bunzlauer Bürger zu Gerichte saß: vor dem Hochaltar und wie über einem Teppich von Blut, denn seine Urteile lauteten kurz und bündig auf Tod und wurden allsogleich unter seinen Augen vollstreckt. Wie mag der armen Anna Reiner da das Herz in den Hals geklopft haben, als sie die Kirche betrat und das hussitische Kriegsvolk drin wüsten und wüthen sah: trunken vom Meßwein und Kezerfrevell, an heiligster Stätte aber den Oberwüterich die Blutmesse halten: den Abendmahlskelch in Händen und den armen Opfern höhnisch zuproftend! Wie mag sie gezittert und gebebt haben, während sie das Kirchenschiff durchmaß in all dem Unrat und Getöse, ihr von allen Seiten Unflat und Gier entgegenzählte, man ihr die Kleider in Fetzen riß und sie, halbnackend, dem Tische des Herrn zuwante, zu dem sie fast allsonntäglich geschritten: mit gefalteten Händen — und nun waren sie ihr gebunden, mit gesenkten Augen — aber nun sahen sie Blut und Entsetzen! Als sie aber endlich das Sanktuarium betrat, erblickt sie zu Füßen ein wohlbekanntes Gesicht, das einem abgeschlagenen Haupte zugehört, und es ist kein anderes, als das ihres Vaters. Da mag ihr wohl das Herz zu Eise erstarrt sein, daß sie plötzlich nicht mehr sagte und zitterte, sondern ihre junge Gestalt hoch aufrichtete, stolz und gefaßt vor den Wüterich Krussina hintrat und mit kalter Verachtung ins Mörderantlitz blickte. Der jedoch, sie gewahrend, wirbelte seinen dünnen Tischchenbart und musterte sie, während nun der Aufseher oortrat und das Geschehene umsog und verdrehte, mit solch schamlosen Wohlgefalsensblicken, daß es der armen Ratsmannstochter schrecklich aufging: mir droht Schlimmeres als der Tod! So sann sie denn, all den Fragen

kaum Gehör schenkend, geschweige ihnen antwortend, nur über das Eine nach: wie sang' ich's an, mir zum andern Mal Leib und Ehre zu schützen? Während sie aber ein Stoßgebet zum Himmel schickte um einen rettenden Einfall, hörte sie, wie der Spießgeselle des Getöteten, noch immer vom Schrecken verwirrt, sie der Zauberei beschuldigte. Da ging ihr ein Licht auf, und so gab sie denn auf des Hynke Krussina Frage: ob sie eine Hege wäre, weder ja noch nein zur Antwort, sondern, daß sie ein Zaubersprüchelein kenne, welches sie einst von der Amme gelernt und ihr vorhin in der Bedrängnis wunderlicherweise ge-

holfen habe. Als nämlich der hussitische Unhold sie mit dem Dolche bedroht hätte, habe sie es in ihrer Herzensangst rasch heruntergehapt, und sie sei selber zutiefst erschrocken gewesen, daß ihm im Augenblick das Messer in die eigene Brust gefahren und er tot niedergefunken sei. Bei diesen Worten trat jähe Stille ein, ja, einige Kriegsknechte, die ihr am nächsten standen, wichen gar abergläubisch zurück, und alle sahen scheu und ängstlich auf des Mädchens Lippen, als könne ihnen der Tod daraus unversehens auch an den Leib springen. Der Ratsmanns Tochter aber ist es ein gutes Zeichen, die Mordhuben zittern zu sehen, und als Hynke Krussina, der aus dem goldenen Reiche, als müsse er sich Mut trinken, einen tiefen Schluck getan, sich den Bart wischt und fragt: wie der wunderfame Spruch denn laute, gibt sie zur Antwort: das dürfe sie nicht sagen, denn falls sie ihn spreche, wisse sie nicht, was geschehen könne und ob nicht noch mehrere tot blieben. Aber

ausschreiben wolle sie ihn, wenn man ein Pergament nebst Federkiel herbeischaffe und ihr die Hände frei mache. Da meinte Krussina, indes seine blinzelnden Augen sie begehrtlich streiften: er wolle ihr für den Spruch, aber auch um ihrer jungen Hübschheit willen gerne das Leben schenken, wenn auch nicht die Freiheit, denn ein Feldweibel wie sie, könne er gut gebrauchen; ließ also Pergament und Kiel bringen und ihr die Hände frei machen. Nun beugte sie sich nieder, zu schreiben und hat wohl im Herzen nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie wirklich solch ein Sprüchelein besäße, ihnen allen miteinander Pest und Tod an den Hals zu hegen. Nachdem sie aber geschrieben hat, ausblickt und Hynke Krussina sie zwinkernd fragt: „Wie soll sich nun der Worte Zauberkraft erweisen?“, da mag sie wohl umherblicken nach einem Dolch, und wenn er am besten zu entreißen wäre. Aber das Wagnis scheint zu ungewiß, und so gibt sie zur Antwort: „Also: ihr sollt mir ein Messer ins Herz stoßen, und darauf soll einer den Spruch über meinem Leibe laut verlesen, auf daß ich wieder ins Leben zurückkehre!“

Da ging ein Raunen durch die Hussitenhorde, und alle sahen begierig und voller Ungeduld auf Krussina, sie doch das Wunder sogleich erleben zu lassen. Der aber ließ seine Augen um und um gehen, und als niemand sich's getraute, vorzutreten und den Dolch zu ziehen, am wenigsten aber er selbst, fiel sein Blick von ungefähr auf den jungen Feldhauptmann, den man des Verrats beschuldigte. Da trat ein teuflisches Schmunzeln auf sein Gesicht. „Nimm du den Dolch, Robekli, dich von deiner Schuld reinzuwaschen!“, sagte er, und als dieser zögerte und jagte: „So dir dein Leben lieb ist . . .“. Nun wurde der junge

Hauptmann bleich und blickte verzweifelt, was er wohl tun solle, auf die Ratsmanns Tochter. Die aber stand so ruhig da, lächelte so wohlgenut und nickte ihm gar Mut zu, daß er in seines Herzens Wirrnis schließlich gar glaubte, sie könne doch die Wahrheit gesprochen haben. Also ergriff er den Dolch, trat vor und stieß zu: abgewandten Hauptes zwar, aber mit fester Kraft.

Derart hat die Ratsmanns Tochter Anna Reiner zum andern Mal ihre Ehre gerettet. „Ein Mädchen, das der Unchre so zu sterben vorzieht, hat euch getäuscht!“ stand auf dem Pergament, das man ihr aus den Händen nahm. Die Chronik aber ver-

meldet, daß des Mädchens heldisches Sterben „wie ein Wunder über die Stadt gekommen“ sei und selbst den Wüterich Krussina so überwältigt habe, daß er vor Erstaunen und Scham die Blutmesse abgebrochen habe und schleunigst weitergezogen sei. Der brave Hauptmann Robekli jedoch soll wenige Tage später in einem Treffen mit meißnischen Reitern gefallen sein, da er zu ihr, die er ungewollt getötet, in unseliger Liebe entbrannt wäre und den Tod gesucht habe.

Das ist die Geschichte der Heldenjungfrau von Bunzlau, und unsere Frauen und Mädchen sollten über den Bunzlauer Töpfen oft und gerne an die arme Reiner denken, die dereinst gezeigt hat, wie kühn und todesmutig auch ein schwaches Weib sein kann.

Georg R. Reime.

Befiehl du deine Wege . . .

Befiehl du deine Wege . . .

In einem starken Glauben liegt eine wunderbare tröstende Kraft. Auch der stärkste Wille vermag nicht alles zu zwingen. An jeden treten einmal Stunden heran, in denen man hilflos dem Schicksal gegenübersteht, in denen man die furchtbaren Qualen des Abwartenmüssens durchmacht, die den zur Verzweiflung treiben, der nicht in sich das Vertrauen zu Gott trägt, der nicht den Glauben an eine höhere überirdische Weisheit allen Geschehens beizieht. In solchen sorgenvollen Stunden vermag ein Wort uns wunderbar zu trösten, wenn man weiß, daß es aus einer empfindenden Seele kommt. Ein solches Trostwort hat Paul Gerhardt in seinem Lied gefunden:

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuesten Pflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.“

Wer dem Herrn seine Wege befiehlt, wer in den Angsten des Lebens die Kraft des Gottvertrauens sich bewahrt, wird auch Herr der Verzweiflung, findet sich zurück zur Tat, die Erlösung bringt. Und wo das Schicksal bittere Opfer fordert, gibt uns der Glauben die Kraft, es mannhaft zu ertragen. Dort, wo wir irre gehen, weiß Gott den Weg, daran sollen wir festhalten: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoff auf ihn er wird's wohl machen!“ G. R.

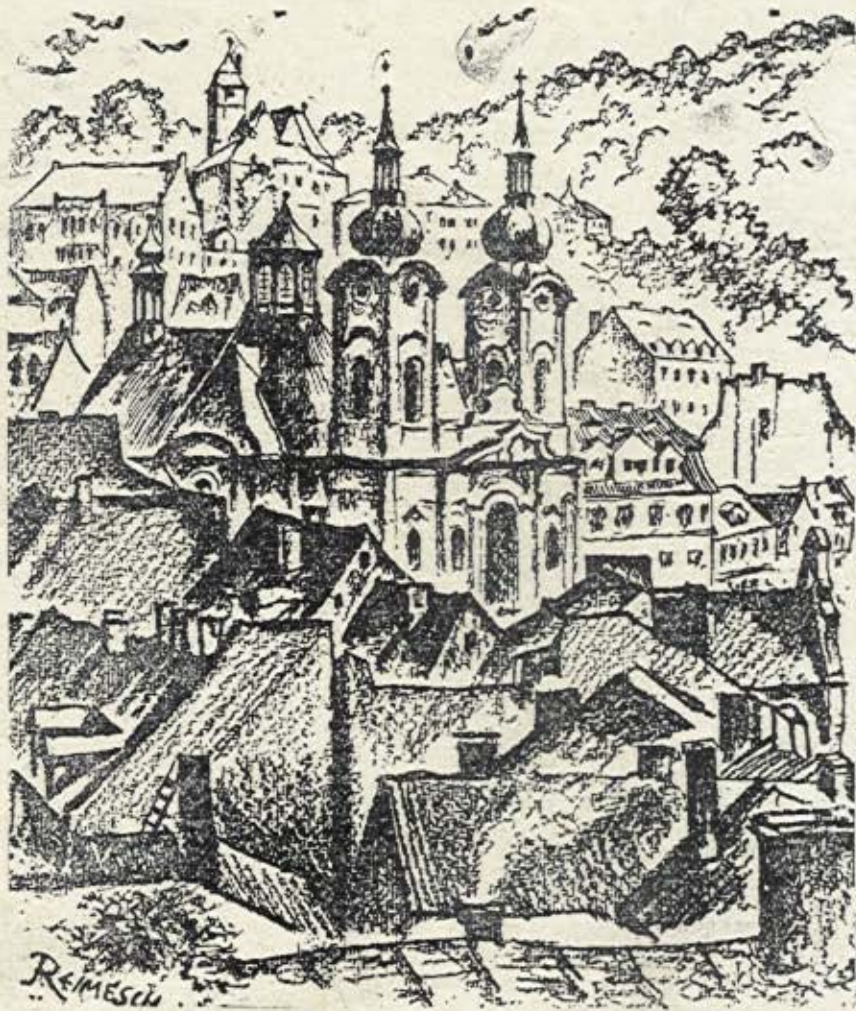
Sudetendeutsche Wirtschaftsnot und Wirtschaftskraft

Aus den Gebieten von Gablonz, Karlsbad usw.

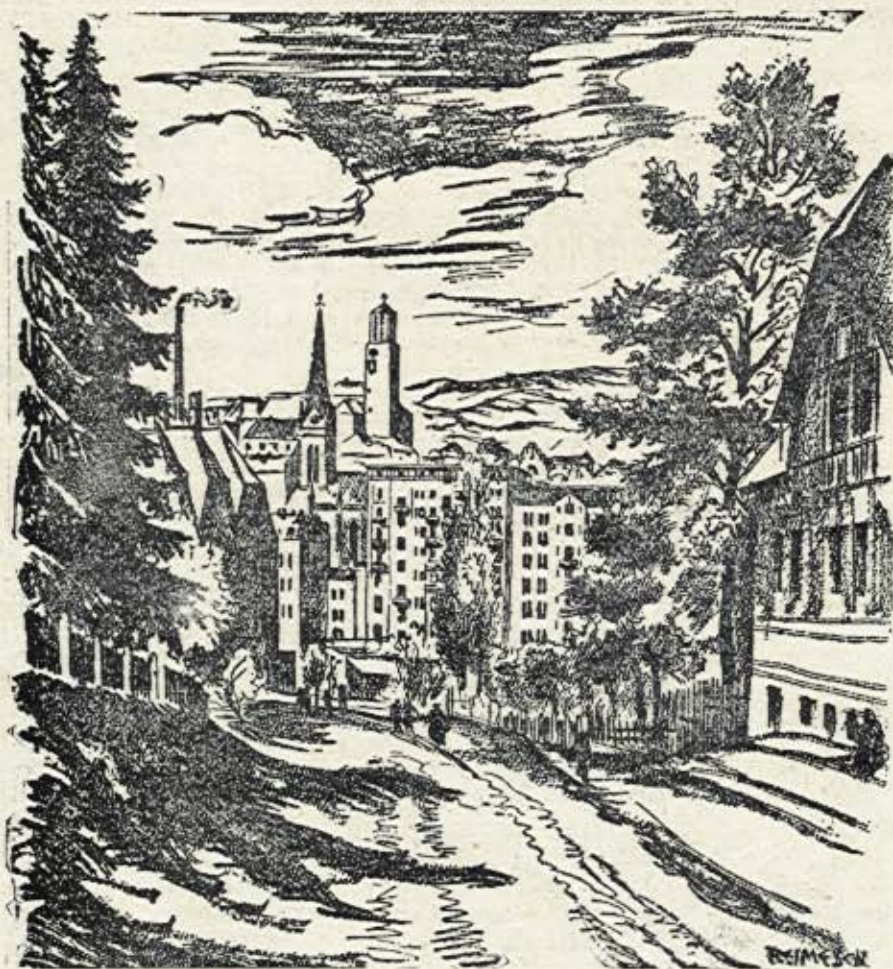
DNZ. Wenn heute das sudetendeutsche Gebiet an das Reich zurückkommt als ein ausgesprochenes Notstandsgebiet, dann ist das allein eine Folge der sinnlosen tschechischen Wirtschaftspolitik in den zwanzig Jahren seit der Angliederung des Landes an den neuen Unstaat. Stillgelegte Fabriken, Massen von Arbeitslosen, schleichender Geschäftsgang kennzeichnen heute die sudetendeutsche Wirtschaft. Es soll aber nicht vergessen werden, daß die sudetendeutschen Gebiete bei ihrer Loslösung von der Doppelmonarchie weit über 40 Prozent der Industrie des alten Staates umfaßten und daß erst durch die Loslösung überhaupt die Krise der sudetendeutschen Wirtschaft einsetzte.

Die sudetendeutsche Industrie, die besonders in Nordböhmen ihre natürliche Grundlage hat, war immer auf den Export angewiesen. In der alten Monarchie war Nordböhmen landwirtschaftliches Zuschußgebiet, während die anderen Gebiete des großen Staates die Industriewaren aus Böhmen notwendig brauchten. Mit der Zerschlagung des großen Wirtschaftskörpers und der Schaffung der Tschecho-Slowakei, dazu der natürlichen Bewegung in allen neu geschaffenen Staaten, sich möglichst „autark“ zu halten, verlor die sudetendeutsche Industrie ihren gesamten Absatzmarkt im Donauraum. Die Güte ihrer Erzeug-

nisse hätten ihr jedoch zweifellos im Ausland einen Absatz gesichert, wenn nicht die tschechische Zoll- und Handelspolitik die Ausfuhr völlig gedrosselt hätten. So wird in den sudetendeutschen Wirtschaftskreisen jene Krise eingeleitet, die mit der steigenden Entlassung von Arbeitern aus den Betrieben begann, die dann im Laufe der folgenden Jahre mit der Stilllegung der meisten Betriebe ihren Fortschritt nahm u. die schließlich in der Trostlosigkeit und der großen Not in unseren Tagen ihren Höhepunkt gefunden hat. Der Kranz der Industriewerke zieht sich dem Zuge der Gebirge folgend in der Hauptsache durch Nordböhmen. Nennen wir zunächst die ausgedehnte Holzwirtschaft, die in der großen Zahl der Sägewerke im Böhmerwald und in den anderen Gauen des sudetendeutschen Wohngebiets ihren Ausdruck findet. Neben der Arbeit in den Forsten, den Sägebetrieben und den Zellstofffabriken tritt die starke Heimarbeit, zu der die Holzverarbeitung die Grundlage bietet. Prachatitz und Böhmer-Krumau sind bekannt als gute Möbelwerkstätten. Vielseitig ist auch die sudetendeutsche Textilindustrie. Sie hat ihren Mittelpunkt um die größte sudetendeutsche Stadt Reichenberg in Nordböhmen. Gerade bei der Textilindustrie hat der Einfluß des tschechischen Kapitals verheerende Wirkungen gezeigt: wenn die Textilindustrie vor dem Krieg zu etwa 85 Prozent in deutschem Besitz war, so gelang es den Tschechen, sie in den zwanzig Jahren ihrer Räuberherrschaft zu 45 Prozent in ihre Hände zu bekommen. Verbunden mit dem Uebergang der Wirtschaftsbetriebe in fremdvölkische Hände war jeweils ein verstärkter Zuzug tschechischer Arbeitskräfte und eine erneute Arbeitslosenwelle unter den Deutschen. — Bekannt sind auch die böhmischen Spitzen, die der böhmischen Seidenindustrie ihren Weltruf eingebracht haben. Sie ist in starkem



Das weltberühmte Karlsbad, auch Hauptst. für die Porzellanindustrie. Eines der heilkräftigsten und einst besuchtesten Bäder der Welt ist Karlsbad an der Mündung der Tepl in die Eger. Bereits durch Kaiser Karl IV. im Jahre 1370 wurde Karlsbad zur Stadt erhoben. Unsere Zeichnung vermittelt einen malerischen Blick an der Stadtkirche.



Maße auch heute noch in deutschen Händen, da sie weniger Fabrikarbeit als vor allem Heimarbeit ist. Aber die geringe Bezahlung der Arbeit durch — sehr oft jüdische — Aufkäufer hat auch sie sehr mitgenommen. Mittelpunkt der Seidenindustrie sind namentlich Graslig, Arnau, Ebersdorf in Nordböhmen, dann aber auch Zwittau, Mähr.-Schönberg u. a. in Mähren und Schlesien. Die Leistungsfähigkeit der sudetendeutschen Textilindustrie ging immer weit über den kleinen tschechischen Bedarf hinaus. Durch die Eingliederung in den großdeutschen Markt wird auch die Textilwirtschaft einen neuen Aufstieg verzeichnen können. Einer der ältesten deutschen Industriezweige Böhmens dürfte die Glasindustrie sein.

Heute aber ist die Zeit der sudetendeutschen Wirtschaftsdroßelung der Erinnerung überlassen! Die Sudetendeutschen stehen bereit, die Arbeit aufzunehmen und damit zu ihrem Teil an der Gestaltung des neuen Großdeutschen Reiches auch wirtschaftlich beizutragen.

Nebenstehend: Gablonz, Mittelpunkt einer weltberühmten Industrie. In allen Erdteilen sind die Gablonzer Glaswaren berühmt. Diese Stadt ist der Mittelpunkt der ibergebirgischen Glasindustrie. Unsere Zeichnung aus Gablonz zeigt, daß es hier sogar Hochhäuser mit über einem Dutzend Stockwerke gibt.

Bei Leipzig tobte die Völkerschlacht...

Zum 125jährigen Gedenken
des Riesenkampfes
(16.—19. Oktober 1813.)

(2. Fortsetzung.)

Murats Kavallerie-Attacke.

Napoleon hatte den schwachen Punkt der Verbündeten entdeckt. Die Mitte war nicht stark genug, und er dachte durch einen überwältigenden Kavallerieangriff die Entscheidung zu erzwingen. Mit 8000 Reitern sprengte Murat hervor, durchbrach die in Karrees formierte russische und preussische Infanterie und warf die Kavallerie, die sich ihm entgegenstellte, zurück. Er eroberte eine große Batterie und drang fast bis zu der Höhe vor, von der der König von Preußen und der Zar Alexander die Schlacht beobachteten. Es waren Augenblicke höchster Gefahr, und nur ein rascher Entschluß konnte helfen. Der Zar fand ihn, indem er das zu seiner Bedeckung dienende Garde-Kosaken-Regiment unter Orlov dem Feind entgegenwarf. Der Angriff kam zum Stehen; die russische Garde-Kavallerie sammelte sich, preussische Kavallerie-Regimenter eilten herbei, und der Angriff konnte abgeschlagen werden. Napoleon, durch seine Ordnonanz-Offiziere nur flüchtig unterrichtet und aus allen Meldungen nur den Sieg heraushörend, gab sofort den Befehl, in Leipzig durch Glockengeläut seinen Sieg verkünden zu lassen. In einer knappen halben Stunde hatte sich die Entscheidung gewandelt. Bei einbrechender Nacht nahmen die Gegner ungefähr dieselbe Stellung ein wie am Morgen, und Napoleons vorrätiger Glotzenjubiläum in Leipzig hatte die Unsicherheit auf der französischen Seite noch mehr verstärkt. Jetzt wußte niemand mehr, woran er war; denn die Schlacht ging weiter und nahm immer wildere Formen an.

Blüchers Sieg bei Mödern.

In der Frühe des 16. Oktobers war auch Blücher mit seiner sächsischen Armee von Scheuditz her aufgebrochen; von der Nordarmee lagen noch keine Meldungen vor. Gegen Mittag traf Blücher vor Leipzig ein. Ohne zu zögern, warf er sich auf das Korps Marmont bei Mödern und Wahren. Ein außerordentlich heftiger Widerstand wurde ihm hier entgegengesetzt. Vier Angriffe wurden abgeschlagen und eine Batterie von 50 französischen Geschützen spielte Tod und Verderben. Dort kämpfte rechts, Langerons am linken Flügel, aber vor Mödern änderte sich die Kampflage im Augenblick noch nicht. Schnelzug sah Blücher dem Herbeikommen Sackens entgegen, der zur Deckung des linken Flügels bei Kadefeld stehengeblieben war; aber der alte Haudegen wußte, daß bis dahin noch eine ganze Zeit vergehen konnte, und das Gefecht vor Mödern mußte in kürzester Zeit entschieden sein, denn die Verluste waren groß. Der Kampf um das Dorf tobte jetzt schon mehrere Stunden. Um jedes Haus, um jede Hecke, um jede Mauer wurde gekämpft. Die ostpreussische Landwehr mußte sich nicht anders zu helfen, als mit dem Kolben loszugehen.

Brandenburger Huzaren bringen die Entscheidung.

Da tobte es plötzlich heran mit geschwungenem Säbel und lautem Lachen, denn sie hatten jetzt einen neuen Gegner vor sich. Diese waren glücklichen Augenblick zum Angriff ausnützte. Die Franzosen stützten denn sie hatten jetzt einen neuen Gegner vor sich. Diese kurze Unentschlossenheit genügte York, um von seiner Seite Reiterei und Infanterie in die Breche zu werfen. Jetzt gab es kein Halten mehr für die Franzosen. Der Abend brach herein. Es wurde dunkel und dunkler. In wilder Unordnung flohen die Franzosen aus Mödern, hinter ihnen die preussische Kavallerie. Die ganze Artillerie von 53 Geschützen fiel ihr zur Beute. Die Flucht ging weiter, bis nach Eutritzsch und Gohlis, auch Groß- und Klein-Wiederitzsch wurde noch in der Dunkelheit genommen, und hier ebenfalls 11 Geschütze erbeutet. Napoleon war in höchster Erregung, als er das Unglück vernahm. Er rief Ney an, umzukehren und das Verlorene wieder zurückzugewinnen, aber es war zu spät dazu. Die Flüchtenden waren nicht mehr zum Kampf zu bringen. Die Franzosen verloren hier 2 Fahnen, 1 Adler, 64 Geschütze und 2500 Gefangene. Aber auch die Sieger hatten schwere Verluste erlitten. Das Opfer war nicht umsonst gewesen, die Preußen standen jetzt in der unmittelbaren Nähe Leipzigs.

Blüchers Sorge um die Verwundeten.

Die Nacht deckte Freund und Feind. Auf den unübersehbaren Kampfplätzen, auf den Wiesen und Feldern, zwischen den Hecken, im Gewirr der Trümmer lagen die Opfer des Tages. Ihre Rufe drangen durch die dunkle Nacht, das Schreien und Wimmern der Schwerverwundeten ließ nicht einen Augenblick nach. Der alte Blücher, selbst auf Neusterke erschöpft, vom frühesten Morgen bis in die Nacht im Sattel, rief alle zusammen, die sich für die Verwundetenpflege und zum Transport der Kameraden eigneten. „Es ist Eure schwere Pflicht, Ihr Leute“

sagte er, „seht für Eure Kameraden zu sorgen, die ihr Blut lassen mußten, während Ihr noch gesund seid. Schlafen könnt Ihr später. Erst tragt und fahrt sie zusammen, die noch Leben in sich haben. Seht sie vorsichtig auf, daß Ihr ihnen keine neuen Schmerzen bereitet. Und daß mir keiner einen Unterschied zwischen Freund und Feind macht. Sie haben alle tapfer gekämpft, und jeder in seinem guten Glauben.“ Der Alte aber setzte sich wieder auf sein Pferd und ritt selbst aufs Schlachtfeld in Begleitung seines Adjutanten. Und wo er einen Ruf hörte, da sprengte er hin und tröstete den Verwundeten auf seine Art: „Mein guter Kerl! Du sollst Dich nicht sorgen ums Leben, es wird alles getan werden, um Dein Blut zu stillen und Dich auf ein Lager zu bringen. Du hast tapfer gekämpft und mußt tapfer bleiben, auch bei den Schmerzen.“ Und immer weiter ritt der Alte durch die Nacht, ließ die Wagen seiner eigenen Stabsbagage entleeren, selbst die Küchenwagen, um die Verwundeten unter Dach und Fach und in Pflege zu bringen. Es fehlte an Verbandzeug. „Holt alle meine Betten und Hemden“, rief er, „zerreißt sie und nehmt sie zum Verbinden“. Dann ritt er weiter und bestimmte die am besten erhaltenen Häuser zur Unterbringung für die Leidenden, und sorgte auch, daß Ärzte und Pfleger in genügender Menge zur Stelle waren. Ueberall war der alte Blücher in dieser Nacht. Er organisierte die Verfolgung des geschlagenen Feindes und schickte sie gegen Gohlis vor. Ein großer Teil der geschlagenen Franzosen hatte sich dabei bereits bis in die inneren Bezirke Leipzigs geflüchtet. Erst als der Morgen graute, fand Blücher Ruhe. Man wollte ihn in ein gutes Haus führen, er aber sagte: „Bringt meine tapferen Leute, die in Schmerzen liegen, dort unter.“ Dann ritt er weiter, und fand eine Schmiede, von der das halbe Dach und eine Mauer fehlte. Dort legte er sich auf eine Strohschütte zur Ruhe nieder, für ein paar Stunden.

IV.

Das Ergebnis des ersten Schlachtages / Napoleon in der Abwehr / Einleitung zum Rückzug nach Westen / Ein Sonntag der Ruhe / Verblüffender Vorschlag eines Waffenstillstandes / Ein gefangener General soll vermitteln.

Wie war das Ergebnis des ersten Schlachtages einzuschätzen? Napoleon hatte im Süden Leipzigs nicht mehr erreicht, als die Abwehr eines Angriffs. Das war nicht viel und mußte ihn in seiner Lage bedenklich stimmen. Die wiederholten Gegenangriffe hatten weder einen Erfolg noch eine Entscheidung gebracht; sie waren zum größten Teil gescheitert. Die Lage mußte sich für Napoleon mit jedem Tage jetzt verschlechtern. Die Kräfte der Verbündeten verstärkten sich durch die im Anmarsch befindlichen Truppen. Napoleon hätte am 16. Oktober einen großen, entscheidenden Schlachtenerfolg haben müssen. Da dieser ausgeblieben war, blieb nur ein Weg — der Rückzug. Sollte er eine neue Operation einleiten und die alte abbrechen? Es fehlte ihm bereits die Entschlußkraft dazu. Und dann peitschte ihn wieder die Hoffnung hoch, daß die Verbündeten am 17. Oktober von neuem angreifen würden. Diese Angriffe abzuwehren, fühlte er sich stark genug; aber er hoffte sogar, sie würden ihre Stellungen wechseln und zurückgehen.

Die Lage der Verbündeten war günstig; aber sie fühlten sich zu neuen Angriffen auch nicht stark genug und wollten nach den Befehlen Schwarzenbergs das Eintreffen der Verstärkungen abwarten. Der 17. Oktober, der auf einen Sonntag fiel, konnte mit gutem Gewissen der Ruhe dienen, um das Eintreffen der etwa 50 000 Russen unter Bennigsen in der Kampfeslinie abzuwarten.

Der Ring schließt sich enger.

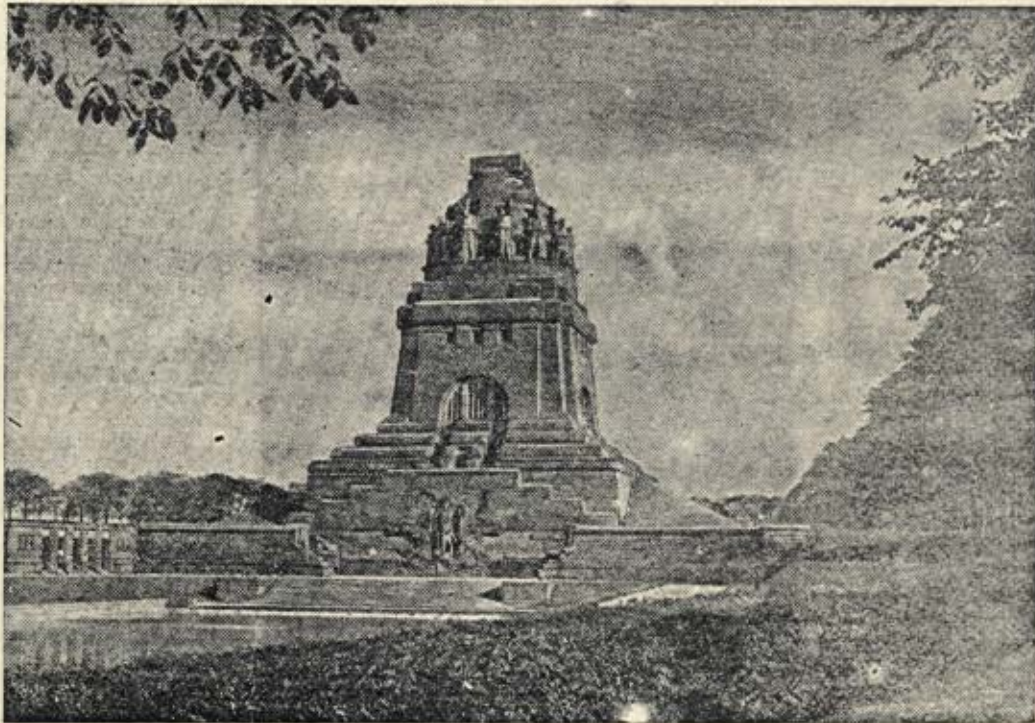
Auf einen Sieg konnte Napoleon nicht mehr rechnen. Seine Sorge galt jetzt nur dem Offenhalten der Rückzugsstraßen nach Westen. Der 17. Oktober verging also, wie man erwartete, ziemlich ruhig. Die Verbündeten blieben im ganzen in ihren Stellungen und bauten sie aus, wo es notwendig war. Die Nordarmee, unter Bernadotte, beschleunigte ihr Tempo etwas; sie war noch immer weit vom Schuß und zog sich von Halle über Landsberg und Breitenfeld auf Taucha zu. Die Russen, unter Bennigsen, die österreichische Division Bubna und das österreichische Armeekorps Colledere, von Borna kommend, trafen bei Kröbern ein. Der Ring zog sich enger und seine Reifen waren dichter geflochten. Gegen 130 000 Mann kamen so zusammen; aber es war schwer sie zu verteilen, und ob man sie zweckmäßig zum Einsatz bringen konnte, war eine weitere Frage. Man fürchtete im Hauptquartier der Verbündeten, daß Napoleon sich bereits in der Nacht zum 17. zurückziehen würde und hatte für diesen Fall einen allgemeinen Ar-

griff beschloffen. Napoleon griff nicht an, obwohl er den ganzen Tag von seinen Generälen gedrängt wurde, etwas zu unternehmen, entweder sich zurückzuziehen oder anzugreifen. Nur im Norden Leipzigs kam es am 17. zu einigen Gefechten. Der immer rührige russische General Sacken, einer der Getreuesten Blüchers in diesem Feldzug, hatte Gohls, Eutritzsch und Mockau angegriffen und die Franzosen hinter die Parthe zurückgedrängt. Auch die russischen Husaren konnten einen glücklichen Angriff auf die Truppen des Herzogs von Padua verzeichnen, mit 5 Kanonen als Beute.

Das seltsame Friedensangebot.

In verhängnisvoller Lage verwirrten sich die Entschlüsse Napoleons sehr oft. Eine Fülle von Einfällen erweckte den Eindruck von Unsicherheit. Das war auch an diesem 17. Oktober der Fall, als er in einem ganz verzweifelten Entschluß der Strategie mit etwas Politik nachhelfen wollte. Am Tage vorher war der österreichische General Meersfeld von französischen Truppen gefangen genommen worden. Napoleon gedachte das auszunutzen. Er hielt die Lage seiner Armee für sehr gefährlich und fürchtete, daß der Rückzug der geschlagenen Truppen über die einzige Brücke bei Lindenau sich verhängnisvoll auswirken könnte. Wie begründet diese Furcht war, sollten die katastrophalen Ereignisse am 19. Oktober beweisen. Der Kaiser ließ also den General von Meersfeld zu sich kommen, er wollte durch ihn den Vater seiner Gattin und den Großvater seines Sohnes und Thronerben um Vermittlung zum Frieden ansprechen. Meersfeld war derselbe, der nach der Schlacht von Austerlitz vom österreichischen Kaiser zu Napoleon entsandt wurde, um eine persönliche Zusammenkunft der beiden Kaiser und um günstige Friedensbedingungen zu bitten. Durch ihn hatte Napoleon auch den Abfall von Bayern erfahren und die Vereinigung der bayerischen und österreichischen Heere. In einem Brief an Kaiser Franz erbot sich Napoleon, die Ober- und Weichselfestungen zu übergeben, ferner Polen, Ungrien und den Rheinbund abzutreten, wenn sofort ein Waffenstillstand abgeschlossen würde. Er wollte jetzt sogar die Unabhängigkeit von Holland zugestehen, ferner die Spaniens und die der Hansestädte, Deutschland räumen und über den Rhein gehen. Diese Bedingungen wären früher gewiß angenommen worden, aber jetzt war es zu spät. Als Napoleon den General nach einer langen, sehr wortreichen Ansprache entließ, sagte er noch zu ihm: „Leben Sie wohl, General Meersfeld; wenn Sie es sind, der in meinem Namen gegen die beiden Kaiser das Wort Waffenstillstand ausspricht, so zweifle ich nicht, daß die Stimme, die alsdann in Ihren Ohren ertönt, manche Erinnerungen wecken wird.“ Der General Meersfeld ging, um seine Mission auszuführen; aber Napoleon blieb selbstverständlich ohne jede Antwort. Dieses Eingeständnis der Schwäche stärkte nur den Widerstandswillen und an den nächsten beiden Tagen, am 18. und 19. Oktober, ging Napoleons Stern in Deutschland für immer unter.

Der 18. Oktober.
Am Morgen des 18. Oktober hatte es wieder eine Auseinandersetzung zwischen Blücher und Bernadotte gegeben; als dieser mit seiner Nordarmee glücklich die Front erreicht hatte, stellte er das Verlangen, daß Blücher das Terrain, von dem die schlesische Armee bereits am 16. den Feind vertrieben hatte, ihn überlasse, was mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde. Eine stürmische Unterredung gab es zwischen den beiden Heerführern in Breitenfeld. Bernadotte wollte seine Truppen nur in zweiter und dritter Linie aufstellen. „Das geht nicht, Hoheit“, rief der empörte Blücher, „Ihre Truppen sind zum kämpfen da, genau wie die meinen und nicht, um zuzusehen, wie die anderen verbluten.“ Um aber die Nordarmee überhaupt in Bewegung zu bringen, entschloß er sich schließlich, das Korps Langerons unter Bernadottes Befehl zu stellen. „Jetzt werden sie dreinhauen müssen, ob sie wollen oder nicht“, sagte Blücher zu seinem Adjutanten. Die Verbündeten hatten jetzt etwa 295 000 Mann zusammengebracht, waren also bedeutend in der Ueberzahl. Die Angriffe begannen. Tapfer drangen die ersten drei Korps unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, unter Barclay und Benningen, in der Frühe des 18. Oktober gegen die französischen Stellungen vor. Die Oesterreicher bißen sich bei Bösnitz, Döllitz und Dösen fest, wurden aber durch die Franzosen aufgehalten. Der Erbprinz von Hessen-Homburg wurde dabei selbst verwundet. Beim Anrücken des zweiten Korps unter Barclay zogen sich die Franzosen aus Wachau und Liebertwolkwitz zurück. Darauf setzte der Sturm auf Probstheida ein, das vom Wiederschen Korps tapfer verteidigt, bis zum Abend gehalten wurde. Das dritte Korps unter Benningen nahm Holzhausen u. die benachbarten Höhen. Das vierte Korps, unter Bernadotte,



Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig.

drängte bei Taucha vor und überschritt in vier Kolonnen die Parthe. Blüchers Taktik hatte sich bewährt. Im weiteren Vordringen ging als erstes das sächsische Husaren- und Ulanen-Regiment zu den Verbündeten über. Als dann das Preussische Korps, unter Bülow, den Halbkreis völlig abschloß, gingen auch andere sächsische Regimenter, 5 Batterien und zwei württembergische Regimenter zu den Verbündeten über.

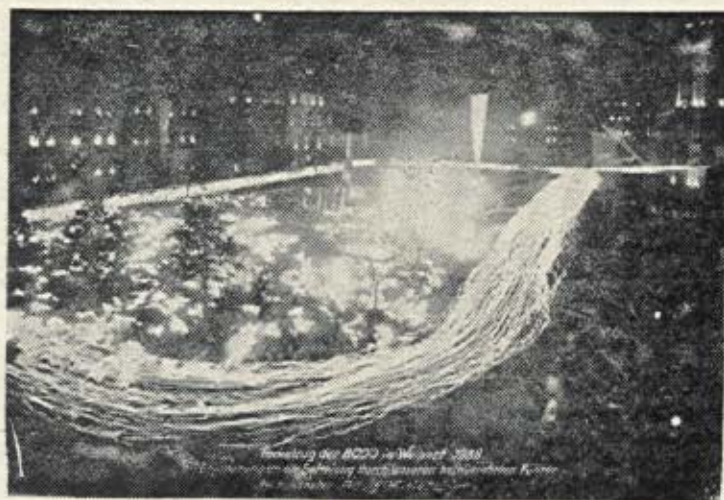
Napoleons Rückzugsbefehl.

Den ganzen Tag über währten diese blutigen und erbitterten Kämpfe, die den Verbündeten wohl örtliche Erfolge brachten, aber nicht den endgültigen Vernichtungsfieg. Wie vorauszu sehen, konnte ein großer Teil der verbündeten Truppen, etwa 100 000 Mann, überhaupt nicht zum Einsatz gebracht werden. Napoleon suchte schon längst nicht mehr den Sieg, sondern nur noch den Rückzug zu decken. Der Abfall der Sachsen hatte nur örtliche Bedeutung und änderte nichts am Ausgang der Schlacht. Marschall Ney ging am Nachmittag noch zweimal zum Angriff auf Sellershausen und Volkmarisdorf über, wurde aber jedesmal zurückgewiesen. Napoleon, der die Schlacht von einer Tabaksmühle aus beobachtete, eilte mit einer Division Garde und 20 Geschützen herbei und brachte bei Reudnitz das Gefecht wieder zum Stehen. Als der Abend hereingebrochen war, hatten der rechte Flügel und die Mitte der Verbündeten bedeutend Terrain gewonnen. Die Lage der Franzosen aber begann verzweifelt zu werden. Sie waren immer weiter auf Leipzig zurückgedrängt worden, und der Abfall der Sachsen und Württemberger ließ für den übrigen Teil der Rheinlandstruppen das gleiche erwarten. Fast an allen Stellen der französischen Linien fehlte es an Munition; es durfte nur noch geschossen werden, wo es unbedingt notwendig war. Im Norden Leipzigs waren die Verbündeten fast bis an die Tore der Stadt gedrungen. Ein glücklicher angelegter Angriff hätte den Franzosen alle Rückzugsstraßen verlegt und vielleicht zur Gefangennahme großer Heeresteile geführt. (Fortf. folgt.)

Hieronimus Lotter • Zur Einführung in das gleichnamige Heimatspiel von Paul Simon

Die Baukunst ist das auffälligste Zeichen für den Hochstand einer Kultur, desgleichen für den Tiefstand derselben. Nach seinen Bauwerken beurteilt man ein Volk. Wertwürdig ist, daß man den Namen der großen Baumeister weniger Beachtung schenkt, als denen der Dichter, Komponisten, Bildhauer, Philosophen usw. Der Architekt und der Baumeister sind genau so als Künstler anzusprechen und zu würdigen wie jeder andere Künstler. Mitunter hat der Baumeister den Geist einer Zeit schneller und besser erkannt und zum Ausdruck gebracht, als die zeitgenössischen Denker und Dichter. Die Kunstgeschichte wird sich in der Würdigung unserer Baumeister etwas mehr umstellen müssen. Vor noch nicht allzulanger Zeit kannte sie nicht den wahren Erbauer der stolzen Augustusburg, die für das Sachsenland eine ähnliche Bedeutung hat, wie die Wartburg für Thüringen. Es hat sogar Kunsthistoriker gegeben, welche die Verdienste Hieronimus Lotters um die Augustusburg abzuleugnen versucht haben. Dieser hat für Leipzig die selbe Bedeutung, die sich in der Renaissance ein Elias Holl für Augsburg errang. Wohl hat man probiert, Lotter literaturfähig zu machen. Heinrich Welter tat das z. B. in seinem, heute noch im Ramsch erhältlichen Roman „Der Baumeister von Alt-Leipzig“. Kurt Arnold Findeisen erachtete den Roman in seiner Zeitschrift „Neue Heimat“ z. St. lediglich als bedrucktes Papier. Lotters Gestalt ist in dem Roman vollkommen verzerrt. Es geht nicht an, daß man das Weiße in Schwarz verkehrt und das Schwarze in Weiß verwandelt. Das kann man selbst der dichterischen Freiheit nicht gestatten. Die Person Lotters ist für die Anwendung von Verwandlungskunststücken ganz ungeeignet; denn die geschichtlichen Unterlagen, z. B. die Akten des Staatsarchivs, reden im Falle Lotter eine so eindeutige Sprache, daß Mißverständnisse vollkommen ausgeschlossen sind. Es hieße die Geschichte direkt Lügen strafen, wollte man die unrühmliche Rolle, die Kurfürst August, der spätere „Vater August“, als Bauherr der Augustusburg gespielt hat, bemänteln, verschönern oder gar als Heldenrolle erscheinen lassen. Rechnungen über Rechnungen, Mahnbriefe über Mahnbriefe legen ein unerbittliches Zeugnis dafür ab, wie ein kurfürstlicher Bauherr seinen bewährten Baumeister um Lohn und Ehre brachte, die beide wohlverdient waren. Es fällt dem Forscher, Psychologen und Dichter tatsächlich schwer, die Gründe zu zeigen, aus denen heraus ein Kurfürst, der zur Zeit des Scheiterns 15 Millionen Goldgulden besaß, kostspielige Bauprojekte aufnahm u. mitten in der Ausführung derselben die Herausgabe der vorgeesehenen Mittel einstellte oder verzögerte. In der Gotik übernahm man sich oft finanziell bei dem Bau großer Dome. Die vielen unvollendeten Bestätigungen das, aber bei den Bauunternehmungen des Kurfürsten lag der Fall umgekehrt. Man könnte auf den Gedanken kommen, der Kurfürst habe die Sinne eines Künstlers, die nur selten sich ohne jeden Ehrgeiz betätigt, so auszuwerten wollen, daß der Künstler, nur um des Kunstwertes willen, sich selbst zu Grunde richte. Würde es an dem, so hätte Kurfürst August in Lotter den richtigen Mann gefunden, den er gebrauchen, bez. mißbrauchen konnte. Lotter war schon bei dem Bau der Pleißenburg in Leipzig gezwungen, mit eigenen Mitteln einzuspringen. Er tat das im Interesse seiner Bauleute, zur Verhinderung von Unruhen und der baukünstlerischen Ideen wegen. Lotter war das, was wir heute als Kapitalist bezeichnen. Daß ihn in dieser Eigenschaft sein kurfürstlicher Bauherr nicht übertraf, wurde Lotter zum Verhängnis.

Mit schädigen Mitteln zu kämpfen, verstand Lotter einfach nicht. Selbst, wenn er in späterer Zeit borgt, verliert er nicht das Vertrauen zu sich selbst, er könnte in seinen Schulden stecken bleiben. Unstreitig war Lotter als Künstler ein Idealist reinsten Wassers. Er war aber auch ein gelehrter Kaufmann. Das Angeborene und das Angelernte haben in Lotters Seele ständig miteinander gestritten. Die Realität des Lebens brachte den Künstler zum Scheitern. Gustav Bismann sagt, daß Meister Lotter auf jeden Fall ein Mann von echtem Schrot und Korn war. Er hatte Stunden, in denen Schlagfertigkeit und Energie ihn auszeichneten. Bei allem Verständnis, das Lotter für die Leiden und Freuden seiner Arbeiter hatte, jockelte er nicht lange, Unruhefister und Streikheer in das Gefängnis sperren zu lassen, oder, wie es im Falle des Nicol Hoffmann aus Halle geschah, einfach abzuschieben. Seinem kurfürstlichen Arbeitgeber gegenüber ließ er leider nur zu oft die notwendige Entschlußkraft vermissen, die ihn über unangenehme Lebenslagen hinweggeholfen hätte. Dieser Mangel an Energie, dazu die Zweipoligkeit der Seele, in der das künstlerische Denken mit dem kaufmännischen zu keinem Ausgleich kam, bringen die Tragik in Lotters Leben. Es ist Tragik, um die Ehre betrogen zu werden. Es ist Tragik, um sein Geld betrogen zu werden. Es ist lächerlich, Geldfragen als nebensächlich zu betrachten. Ein Habenichts und ein Krösus können sich darüber hinwegsetzen. Wir sehen aber, daß ein 15 Millionen schwerer Kurfürst das so gar nicht fertig bringt. Im Staats- wie im Privatleben ist das Thema „Geld“ das wichtigste. Das Leben Lotters wird ausgefüllt durch einen „Kampf ums Geld“. Einem Lotterstücke könnte man auch diesen Titel geben. In Lotters Charakter liegt auch mit die Schuld, die dem Künstler den Boden unter den Füßen wegzieht. Wenn der Mensch nach der von Shakespeare im „Julius Cäsar“ geäußerten Meinung seines Schicksals Meister ist und daß wir nicht durch die Schuld der Sterne, sondern durch eigene Schuld zu Schwächlingen werden, dann trägt auch Lotter einen großen Teil der Verantwortung für sein Leben. Mit Vorurteilen oder sittlicher Entrüstung an eine Psychoanalyse Lotters heranzutreten, ist abwegig. Es ist auch gar nicht notwendig, Lotter zu einem Mustermenschen zu machen, um gleichsam der Geschichte ein Schnippchen zu schlagen. Lassen wir der Geschichte ihr Recht, so erfährt auch dem Meister an Recht genug. Lotter bleibt trotz einiger Charaktermängel ein Meister. Sein Gegenpieler wird durch die zahlreichen Charaktermängel auf keinen Fall geduldet. Lotter war sich seiner künstlerischen Fähigkeiten wohl bewußt. Er wußte aber auch, daß die Verwirklichung seiner künstlerischen Pläne bei kapitalkräftigen Privat- und Kommunalen und bei dem Landesfürsten lag. In Herzog Moriz sah sich Lotter nicht getäuscht. Auch erlebte er keine Enttäuschung durch den Rat der Stadt Leipzig. Ohne Unannehmlichkeiten verließ der Umbau des Rathauses. Für Lotter starb Herzog Moriz, der 1553 in der Schlacht bei Sievershausen fiel, viel zu früh; denn der 27-jährige Kurfürst August, der Bruder des Gefallenen, wurde der Bauherr der im Bau befindlichen Pleißenburg. Mit dem Regierungsantritt des jungen Fürsten setzen fast automatisch die Geldschwierigkeiten ein. August will nicht zahlen. Er beansprucht mit seiner Gemahlin Anna vielmals die Gastfreundschaft in dem Lotterischen Hause ohne jegliche Gegenleistung und bleibt auch im Auszahlen der Baugelder. Und Lotter opfert und opfert eigenes Geld für den kurfürstlichen Bau, in der Hoffnung, der Fürst werde schon bezahlen. Diesen aber plagt nicht die Scham vor sich selbst, ihn bedrückt nicht der mahnende und



Jah. 1539 der 8000 in Weipert.

Ein Meer von Lichtern ist es, welches uns hier gezeigt wird, und vor diesen denkwürdigen Abend mit erlebt hat, der wird ihn nie vergeßen. Bekanntlich hat Reichserziehungsminister Rust auch der alten Grenzstadt Weipert einen Besuch abgestattet. Wir erkennen ihn auf unserem oberen Bild vor dem geschichtlichen Denkmal, das ebenfalls an eine große siegbegehrte Zeit erinnert. Das alles ward uns geschenkt nach schweren bitteren Tagen, an die wir nicht gern mehr erinnern möchten. (Weitere Bilder aus der schicksalsschweren und siegbegehrten Zeit des Sudetenlandes siehe Seite 8.) (Beide Photos: Weißgärber-Weipert.)

zahlreichen Charaktermängel auf keinen Fall geduldet. Lotter war sich seiner künstlerischen Fähigkeiten wohl bewußt. Er wußte aber auch, daß die Verwirklichung seiner künstlerischen Pläne bei kapitalkräftigen Privat- und Kommunalen und bei dem Landesfürsten lag. In Herzog Moriz sah sich Lotter nicht getäuscht. Auch erlebte er keine Enttäuschung durch den Rat der Stadt Leipzig. Ohne Unannehmlichkeiten verließ der Umbau des Rathauses. Für Lotter starb Herzog Moriz, der 1553 in der Schlacht bei Sievershausen fiel, viel zu früh; denn der 27-jährige Kurfürst August, der Bruder des Gefallenen, wurde der Bauherr der im Bau befindlichen Pleißenburg. Mit dem Regierungsantritt des jungen Fürsten setzen fast automatisch die Geldschwierigkeiten ein. August will nicht zahlen. Er beansprucht mit seiner Gemahlin Anna vielmals die Gastfreundschaft in dem Lotterischen Hause ohne jegliche Gegenleistung und bleibt auch im Auszahlen der Baugelder. Und Lotter opfert und opfert eigenes Geld für den kurfürstlichen Bau, in der Hoffnung, der Fürst werde schon bezahlen. Diesen aber plagt nicht die Scham vor sich selbst, ihn bedrückt nicht der mahnende und

hoffende Blick Meister Votters, auch nicht dessen Alter. Warum zählt der Herrscher nicht? Läßt man die bereits geäußerte Vermutung nicht gelten, dann wird man ungewollt an den Satz erinnert: Der Geiz ist eine Wurzel alles Übels. — Geht man von diesem Worte aus, wird manches im Leben des Kurfürsten verständlich. Es erhebt sich sofort die Frage: Warum baut der Geizige, wenn er die Geldausgaben scheut? Die Ruhmsucht tritt hier als treibendes Element zum Geiz. Der Kurfürst gibt selbst der Burg seinen Namen. Er läßt sie errichten zu einem Mahnmahl für einen der kläglichsten Siege, der, bar jeder Menschlichkeit, von deutschen Menschen über deutsche Menschen errungen wurde. Uns Deutschen von heute muß sich das Herz trampen, wenn man den Einzelheiten der sogenannten „Grumbachischen Handel“ nachforscht, aus welchen August als „Sieger von Gotha“ hervorgeht. Es hat auch hier seinen Zweck, den Mantel der Liebe über Tatsachen zu breiten, die einmal geschehen sind. Die offene Klarlegung der Geschichte hätte hier den guten Zweck, den ewig Unbelehrbaren, die von der guten alten Zeit nicht genug Rühmens machen können, einen Schauer über den Rücken laufen zu lassen. —

Wir wollen uns redlichen Herzens unserer Gegenwart erfreuen! — Nach und nach durchschaute Votter seinen Auftraggeber. Dieser konnte sehr hart sein. Der Oberbürgermeister Cornelius von Rügelen, der zu Schopau amtierte, nahm sich einmal die Freiheit, die legitime Geburt seines allergnädigsten Herrn anzuzweifeln. Das tat zwar die protestantischen Geistlichen oft und in aller Öffentlichkeit auch, aber, was dem Jovis erlaubt ist, ist nicht dem Ovis gestattet. Der Herr von Rügelen wanderte in den Kerker. Der Priesterstand geschah nichts, weil August ihres Einflusses auf das Volk bedurfte. Dafür ließ er sich lieber schimpfen. Geradezu verwunderlich ist es, daß Heinrich der Fromme aus diesbezügliche Anwürfe überhaupt nicht reagierte und einem Spottgedichte nicht die geringste Aufmerksamkeit widmete. Um seines Künstlerturnes willen hielt Votter zu dem Kurfürsten und dessen junger Gattin Anna, einer dänischen Prinzessin, Freundschaft. Es mag auch noch etwas anderes gewesen sein, was Votter zu der Freundschaft Veranlassung gab. Mit rohen Händen soll man hier nicht zugreifen, nichts behaupten, was sich nicht beweisen läßt. Ueber das, was in Akten schwarz auf weiß steht, mag man seine Kombinationen machen, man mag es erfüllen, aber nicht mehr. Votter ist nicht als ein Baupetulant, trotz seiner Kaufmannschaft, im Sinne der Gründerzeit nach 1870 zu betrachten. So finanziell unmöglich, wie es Votter tat, handelt kein Baupetulant. So kann nur ein Künstler sich benehmen, in dem die künstlerischen Ideen das kaufmännische Denken überwuchern. Es entspricht den geschichtlichen Tatsachen, daß zwischen der Kurfürstin und Votter Briefe hin und her gingen. Das ist in dieser Zeit nichts Verwunderliches. Wir wissen aber, daß der Ton die Musik macht. Die Briefe der Kurfürstin offenbaren eine trefflich gebildete Frau, deren Charakterbild nur etwas getrübt wird durch den bigotten Calvinismus, der dem Kanzler Cracow und dem Leibarzt Feuer das Leben kostete. Vollkommenheit ist eben nichts Menschliches. Das Unvollkommene macht uns zum Menschen. Vollkommenheit ist im christlichen Sinne göttlich. Bei den Griechen zeigten selbst die Götter menschliche Schwächen. Wir können ruhig sagen: „Fehlte der Kurfürstin Anna nicht die Toleranz, so käme man in Versuchung, sie einen Engel zu nennen.“ Es hat recht wenig Fürstinnen gegeben, die ihre haus- und landesmütterlichen Pflichten so ernst genommen haben wie gerade die Kurfürstin Anna. Daß einer feingebildeten Frau, wie es Anna war, die am Hofe fortwährend im Schwange sich befindenden Trint- und Jagdgespräche mit der Zeit löstia wurden, ist leicht begreiflich. Der Grobianismus, der damals große Mode und von Luther gewissermaßen geheiligt war, war auch dazu nicht angetan, ein edles Frauenherz zu ergötzen. Kein Wunder ist es, daß Anna nach einer Seelenverwandtschaft suchte und sie in Votter fand, der nach dem Alter ihr Vater sein konnte. Anna hatte einen kunstverständigen Sinn, den Votter nicht allein zu würdigen verstand, sondern auch mit neuem Inhalt zu erfüllen wußte. So entstand eine gegenseitige Verehrung, die sowohl in Briefen, als auch in Geschenken ihren Ausdruck fand. Verwunderlich ist nur, daß die Geschenke z. B. recht wenig mit Kunst zu tun hatten. Einmal äußert die Kurfürstin im Hause Votters, als sie einen Kanarienvogel singen hört, auch solch ein Vögelin zu besitzen. Votter, der nicht im Hause meiste und nach der Abreise der Fürstin deren Wunsch vernahm, hatte nichts Eiligeres zu tun, als das eigene Bauer von der Wand zu nehmen, um es mit dem Vogel durch einen Boten der Kurfürstin eilfertig nachzulenden. Das Geschenk hatte Votter selbst erst von einem befreundeten Kaufmann erhalten, der aus Uebersee zurückgekehrt war. In seiner Eigenschaft als Kaufmann wurde er vom Kurfürsten beauftragt, für dessen Keller Wein zu verschaffen. Votter erledigt prompt den Auftrag, fügt aber der Sendung für den alleinigen Gebrauch der Kurfürstin ein Fäßchen, gefüllt mit besonders gutem Wein, als Geschenk bei. Eines Tages bekommt die kurfürstliche Küche die ersten Schmerzen und Steinbeißer überwiesen. Als Votter in späterer Zeit sich mit hunderterlei Sorgen auf seinem Bergwerke in Geheer herumzuschlug, überreichte der Kurfürstin die beste Erztasse, die man bisher gefunden hatte und die auch die beste blieb. Votters Wünsche nach Erleichterungen für sein Bergwerk blieben unerfüllt. Votter überschätzte sicher den Einfluß Annas auf ihren Gatten. Vielleicht überschätzte die Fürstin selbst diesen Einfluß. Votter hat nie den Kurfürsten als einen guten Warden geschätzt, an dem etwas zu verdienen sei. Der Meister war froh, wenn er bei der Verwirklichung seiner künstlerischen Pläne mit dem Einsatz herauskam. Das war ein finanziell ungesunder Zustand, der zur Gefahr wurde, als Votter Gott und alle Welt anbot, um dem Kurfürsten das Zahlen zu ersparen. Der Erfolg war schließlich der, daß

Votters Gläubiger den Meister in das Schuldgefängnis bringen ließen. Er hatte eben das Wort nicht gründlich überdacht, daß man mit hohen Herren nicht Kirchen essen soll, weil sie einen mit den Steinen werfen. Das Kunststück brachte August fertig. Daß der Eindruck, den das Schuldgefängnis auf Votter machte, ein gewaltiger gewesen ist, steht fest. Votter bekleidete mehrmals in Leipzig das Amt des Bürgermeisters. Des Meisters Vater Michael Votter, der 1509, wahrscheinlich eines Erbschaftsprozesses wegen, Nürnberg verließ und, von dem erzgebirgischen Bergbau angelockt, sich in Annaberg niederließ, brachte es hier zu Reichtum und Ansehen, das ihm schließlich die Würde des Bürgermeisters eintrug. Hieronymus besaß einen lobenswerten Ehrgeiz. Das, was der Vater einst errungen hatte, darin wollte ihm der Sohn nicht nachstehen. Der Leipziger Bürgermeister Votter erfreute sich des größten Ansehens von Seiten seiner Mitbürger. Mit berechtigtem Stolz hing er an diesem Amte. Dessen Pflichten etwa nicht bis aufs Tüpfchen zu erfüllen, ging Votter gegen den Strich. Der Meister hatte in Ausübung seiner Amtspflicht über Recht und Unrecht zu entscheiden. Er tat das mit seinem Rechtsgefühl. Und dieser Mann bringt es fertig als Vormund eines Waisenknaben, dessen Erbe — also Mündelgelder in seine eigenen unsicheren Unternehmungen zu stecken. Sein Mündel Hans Heinrich Bauer gehörte wahrscheinlich in die Verwandtschaft von Votters Frau. Votter muß seine Unternehmungen für todsicher gehalten haben, sonst hätte er sich nicht an den Mündelgeldern vergriffen, sondern diese so angelegt, daß sie vermehrt und nicht verkehrt an den Eigentümer gekommen wären. Die Aufnahme verschiedener Kredite ist nur darauf zurückzuführen, daß Votter — glaubte — die kurfürstliche Freundin als Bürgen hinter sich zu haben. Dieser Optimismus ist kindlich, man könnte ihn fahrlässig nennen. Nach so manchen Rückschlägen rührt sich wieder der Kaufmann im Künstler, und der Kaufmann sieht ein, daß die Möglichkeit doch eintreten könnte, daß die ganze Finanzwirtschaft zusammenbricht, daß der Kurfürst einfach nicht zahlen will, daß man auf eine solide geldliche Grundlage kommen muß. Votter besaß in Leipzig Häuser, die er wegen des kurfürstlichen Gutshabens stark belasten mußte. Er war in Wirklichkeit schon pleite, als er nach Geheer kam, um hier durch den Bergbau reich zu werden. Warum sollte er nicht auch das Glück haben, das seinem Vater einst zuteil wurde? Der gute Votter stellte nicht in Rechnung, daß die Zeiten sich ändern und über den einzelnen Menschen hinweggehen. Votter allich einem Ertrinken, der sich an einen Strohalm klammert. Des Meisters Bergwerkskalkulationen waren keine glücklichen. Die Blütezeit des Bergbaues war vorbei. Die Kündigkeit war zurückgegangen. Versuche, neue Erzabener anzuschlagen, waren ergebnislos. Diese Versuche, unter Einsatz vieler Leute, verschlungen nutzlos Geld. Geld verlor die Gastfreundschaft, die auch im Votterhose zu Geheer das kurfürstliche Paar mit Gefolge bei Toden im Erzgebirge in Anspruch nahm, ohne an Bezahlung oder Erleichterung für Votters Bergbau zu denken. Jede Erleichterung, die Votter gewährt wurde, hätte der Kurfürst als Verlust auf seinem Konto buchen müssen. Man muß denken an einen Löwen, der eine Maus um ihre Kraft beneidet. August hat wohl nie die bedrückte finanzielle Lage Votters für eine Todsache, sondern nur für eine Vorspiegelung gehalten. Solche Anschauungsweise ist heute noch nicht ausgestorben. Der Schein trügt. Die Ueberzeugung macht wahr. August hatte gar keine Lust, sich zu überzeugen oder sich überzeugen zu lassen. Das mußte Votter verbittern. An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1567 bringt endlich Votter soviel Einnahme auf, daß er dem Kurfürsten die Bitte den Schloßbau auf dem Schellenberge zu errichten, rundweg abschlägt. Der Meister bringt einleuchtende Gründe vor. Er weist auf sein Alter hin, auf seinen Körper, der den Strapazen eines Baues auf einem so hohen, dazu ungemakten Berge nicht mehr gewachsen ist. Votter will sein Bürgermeisteramt in Leipzig nicht vernachlässigen. Die Wege nach Geheer und Leipzig sind durch Räuber und Raubtiere unsicher. Votter will auch seine Geschäfte auf der Leipziger Messe nicht fahren lassen. Welcher Art solche Gefahren sind, ist nicht bekannt. Es wurde aber ein Weinestank für den Kurfürsten erwähnt, desgleichen Geschäftsfreunde aus Uebersee, die erotische Waren mit nach Leipzig brachten. Alles, womit sich Votter entschuldiget, kommt aus einem aufrichtigen, gewissenhaften Herzen. Warum will man durchaus den 70jährigen Meister mit einem solchen schwierigen Auftrag betrauen. Warum erhält nicht gleich von Anfang an der Graf Rochus von Binar, der sich doch in Dresden als Baumeister bewährt hatte, den kurfürstlichen Auftrag. Was hier hinter den Kulissen gespielt worden ist, wird nie kund werden. Man kann sich nur in Mutmaßungen ergreifen. Die Gründe zur Beauftragung Votters dürften nicht nur bei dem Kurfürsten, sondern auch bei der Kurfürstin zu suchen sein. Anna wollte einen Bruch der 20jährigen Freundschaft mit Votter verhindern. Zu diesem Bruche mußte es kommen, weil August eine Bedingung stellte, die ein anständiger Kaufmann ablehnen muß. Als Votter sich weigerte, den Bau der Burg auf dem Schellenberge zu übernehmen, verlor die Kurfürstin den „Freund“ und Künstler dadurch zu zwingen, daß er ihm versprach, die durch den Bau der Weisenburg aufgelaufene Schuld zu bezahlen, wenn Votter den ersten Wohnbau der Augustsburg erstellt hat. Votter konnte einem derartigen Gebahren, das die Erfüllung einer Bitte von einer anderen abhängig macht, nur ein Nein entgegensetzen. Die Historie meldet, daß nach Votters energischer Weigerung die Kurfürstin den Meister in das Schreibstübchen des Votterhofes für sich nahm und mit ihm redete. Wir kennen nicht den Wortlaut dieser Unterredung unter vier Augen, aber wir wissen das Resultat. Votter übernahm den Schloßbau. Der Meister hat seine Treue schwer büßen müssen.

(Schluß folgt.)



Aus den Befreiungstagen von Kupferberg

bringen wir heute unseren Lesern einige wohl-gelungene Aufnahmen, die uns unser Mit-arbeiter Reinhold Illing freundschaftlich zur Verfügung gestellt hat. Er schreibt u. a. da-zu: „Obwohl Kupferberg von den üblichen Plünderungen und Zerstörungen durch Tische-chen und Kommunisten ziemlich verschont blieb, so lebte die noch im Ort gebliebene Be-völkerung doch in steter Angst und Verzweif-lung, zumal der tschechische Stabswachmeister Hláška hier einige Male geäußert hat, Kup-ferberg werde vor seinem Abgang noch zu-sammengeschossen werden. Dank der einsichts-vollen Haltung des Oberwachmeisters kam es außer Ausraubung aller staatlichen Amts-räume zu keinerlei Plünderungen u. dergl.“

Wenn wir unsere Bilder nebenstehend der Reihe nach betrachten, so erkennen wir auf dem ersten das alte Wahrzeichen von Kupfer-berg, den kleinen Turm und das Berghaus des Kupferhübels, von dem aus man einen so wundervollen Fernblick genießt in das weite, sich aufschließende Egerland. Auf der Potawiese sehen wir das Wagenlager unserer deutschen Truppen. Die Einfahrt dieser Trup-pen in die Stadt erblicken wir auf dem zwei-ten Bild. Mit Jubel und mit erhobener Hand werden die Soldaten Adolf Hitlers am Tage der Befreiung empfangen. Ein friedliches Bild zeigt uns zum Schluß: deutsche Soldaten bei der Mittagssrast, die man auf der Potawiese abgehalten hat.

Unsere Schlußbilder (nebenstehend und unten) aber führen uns doch noch einmal zurück in jene schlimme Zeit. Das erste Bild läßt deutlich die Panik-stimmung erkennen. Es zeigt den Au-genblick, in dem die Handgranate gegen das Hotel „Stadt Leipzig“ geschleudert wurde, die dort explodierte. Am glei-chen Ort und Tag wurde ja bekannt-lich auch der Rüstfachlehrer Andreas Baumann aus Brehitz getötet. Wir sehen dann weiter noch einmal den Zug, mit dem die Tscheken die Die-besbeute abtrans-portieren wollten. Bei der zu früh er-folgten Sprengung der Schienen blieb der Zug stecken und entgleiste. Das Die-besgut fand man verstreut auf den Schienen liegen. Die



Barrikaden in der Nähe der Zollbrücke dreihen auch eine Erinnerung an die Schreckentage. Unser Bild hält diese Erinnerung noch einmal fest und zum Schluß (unten) sehen wir die zertrümmerte Apotheke. Wir wissen, daß man den Besitzer schwer mißhandelt und nach Prag verschleppte, von wo aus er erst nach schwerer Peinigung zurückkehren durfte. Alles gehört der Vergangenheit an, aber wer es mit erlebt hat, den drückt es manchmal noch schwer auf der Seele und erst allmählich löst sich der Bann in der Freude um die Befreiung der judetendeutschen Heimat.

Der Besuch des Reichsministers Ruft im judetendeutschen Erzgebirge

stand im Mittelpunkt der Ereignisse der letzten Oktoberwoche und wir bringen unseren Lesern davon eine kleine Bildauslese, die uns von den Photohäusern Knospe-Oberwiesenthal und Lazareth-Gottesgab zur Verfügung gestellt wurden. Welche Freude hat der Besuch des Reichserziehungsministers in den befreiten Ortschaften ausgelöst. Wir erblicken den Gast auf dem rechten Bild oben in Begleitung sei-nen Stabes und im Gespräch mit den führen-den Männern der Grenzstadt Gottesgab, dem Sd.B.-Ortsleiter Reinhardt, dem Bürgermei-ster-Stellvertreter Günther und Stadtsekretär Krehan. Auch in Böhmisches-Wiesen-thal konnte man den Reichsminister herzlich willkommen heißen. Das zeigt unser Bild oben links. Unter dem Ju-bel der Bevölkerung fährt der Wagen mit dem Reichserziehungsminister Ruft durch die Straßen von Böhmisches-Wie-senthal. Überall war frohe Stim-mung, freudige Bewegung. Bürger-meister Adolf Kühn grüßte im Namen der gesamten Einwohnerschaft den Reichserziehungsminister u. überreichte ihm eine umfangreiche Denkschrift über die untragbaren und unzulänglichen schulischen Verhältnisse. — Man kann kaum fassen, trotzdem man es per-

sonlich erlebte, daß ein Reichsminister zu ihnen kam, zu den unter ärmlich-ten Verhältnissen wohnenden Gebirgs-bewohnern, das bis-her wenig von der-lei Besuchen zu be-richten mußte.

